Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Weltspiegel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

überrascht als ich Einblick in die Akten bekam. Meine ursprüngliche Auffassung erwies sich mir als unhaltbar. Deutschland hat auf den Weltkrieg nicht planmäßig hingearbeitet; es hat ihn schließlich zu vermeiden gesucht" — wird bei den Denkenden im Auslande schweres Gewicht haben. Auch die Verurteilung des deutschen Ubootkrieges ist nicht mehr aufrechtzuerhalten, seitdem die Revue militaire nicht allein die militärische Berechtigung desselben anerkannt, sondern sogar das Gebot der Warnung eines feindlichen Schiffes vor der Torpedierung als „vollkommen ungerechtfertigt" dargetan hat. „Die Verwendung der Ubootwaffe als entscheidenden Faktor in dem verflossenen Weltkrieg war daher in jeder Weise gerecht." Den Engländern aber muß man die Stelle aus dem Balmoralbrief Sasonows des Jahres 1912 vor Augen halten, wo der englische König mit „sichtlicher Erregung" sagt, die „Engländer würden jedes deutsche Schiff, das ihnen in die Hände kommt, in den Grund bohren", woran der russische Minister die befriedigende Äußerung knüpft, daß diese Worte „augenscheinlich nicht nur persönliche Gefühle Seiner Majestät widerspiegeln, sondern auch die in England herrschende Stimmung in bezug auf Deutschland".

Die Forderung Deutschlands an die Entente, eine öffentliche Verhandlung der Schuldfrage zuzulassen, muß immer von neuem aufgestellt werden. Daneben soll sich der einzelne bemühen, durch Briefwechsel mit Angehörigen der feindlichen Länder in Verbindung zu treten, um an seiner Stelle das Gespenst der Camouflage, das für uns eine so furchtbare Gestalt angenommen hat, zu vernichten.

Weltspiegel

Deutschland als Ententekolonie. „Im Jahre 1850, sieben Jahre vor dem Aufstand, wurde das Einkommen in Britisch-Indien auf 17 Pfennig den Kopf täglich geschätzt. Im Jahre 1882, eine Generation später, betrug das amtlich geschätzte Einkommen nur 13¼ Pfennig, im Jahre 1900 ergab eine Untersuchung aller Einkommensquellen weniger als 2⅛ Pfennig auf den Kopf täglich. Wie groß die wirkliche Verarmung des indischen Bauern oder ländlichen Arbeiters in Britisch-Indien heute sein mag, wenn das Einkommen der ganzen wohlhabenden Bevölkerung in den Städten und Bezirken Anglo-Indiens abgezogen wird, vermögen sich kaum die Einwohner der ärmsten europäischen Staaten vorzustellen."

„Von der ganzen in Britisch-Indien, d. h. in dem unter unmittelbarer britischer Herrschaft stehenden Indien, erhobenen Steuersumme geben wir nur 1 Penny auf den Kopf für Erziehung aus, und nur 1,9 % der Bevölkerung geht zur Schule. Die Verbesserungen der letzten 10 Jahre stehen nur auf dem Papier. Sogar in Rußland, einem sehr armen und rückständigen Lande, betrug die Ausgabe für Erziehungszwecke 7½ Penny auf den Kopf, und die Schulkinder machen 4 bis 5 % der Gesamtbevölkerung aus. Die Saumseligkeit der britischen Herrschaft in dieser Richtung wird noch durch die Tatsache tiefer gestellt, daß in dem Eingeborenenstaat Baroda im Jahre 1900 mehr als 8,6 % der Gesamtbevölkerung eingeschult waren, während es nunmehr feststeht, daß 100 % der Jungens im Schulalter in Baroda unterrichtet werden, gegenüber 21,5 in Britisch-Indien und 81,6 % der Mädchen gegenüber etwa 4 %. Und doch nimmt das anglo-britische Regiment Indiens für sich in Anspruch, eine zivilisierte und hochfortschrittliche Verwaltung zu sein."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Können wir uns wundern, wenn ein Gefühl tödlicher Mattigkeit, Niedergeschlagenheit und des Vernichtetseins auf dem Teil Indiens ruht, wo die Europäisierung am weitesten fortgeschritten ist? Alles Große und Bewundernswerte in Indien ist in der Zeit geschaffen worden, wo es ein unabhängiges Reich mit einer Reihe blühender Provinzen war. . . . . Frieden kann auch zu teuer erkauft werden. Auch Gesetz und Ordnung, mögen sie theoretisch noch so bewundernswert sein, können zu einer zermalmenden Wirtschafts- und Rassentyrannei werden, wenn sie von Fremden aufgezwungen werden. Der Friede kann etwas Verfluchenswertes sein, wenn er von fremder Gewaltherrschaft und wirtschaftlichem Verderben begleitet ist."

Man hat viel und heiß darüber gestritten, ob die von Fehrenbach und Simons unterzeichnete flehentliche Bitte um den Schiedsspruch des Präsidenten der Vereinigten Staaten politisch richtig war und ob sie der Würde der Nation etwas vergab. Ich halte sie nicht für richtig. Ich bin durchaus gegen Maulheldentum. Der einfachste Anstand verbietet es, scheppernd mit einem Säbel zu rasseln, selbst wenn man einen hat. Wenn einem aber nur noch ein Kochtopf gelassen worden ist, so kann man mit dem Scheppern höchstens Buschmänner erschrecken oder Böswilligen Anlaß zu schnellerem Zuschlagen geben. Wir haben ganz gewiß keinen Anlaß, uns in unserer Miserabligkeit noch auf Plätzen breit zu machen, die wir tatsächlich nicht halten können. Aber sich noch kleiner zu machen, als man wirklich ist, ist niemals klug und nur gerechtfertigt, wenn man sich zum Sprunge duckt. Ich bin blindlings bereit, anzunehmen, daß der Reichsminister über die Erfolgschancen seines Schrittes besser orientiert ist als ich, und will freudig bekennen, daß ich mich geirrt habe, wenn er durch diesen Schritt dem deutschen Westen weitere schwere Segnungen des Sieges der völkerbefreienden Entente erspart, aber dennoch kann ein derartiges Aufgeben der eigenen Sache, der bedingungs- und restlosen Übergabe an die Entscheidung eines Landfremden, der obendrein eben noch Feind gewesen ist, nur mit der äußersten Notlage entschuldigt, gerechtfertigt niemals werden. In dieser Note lag das Geständnis: Deutschland ist ein Nichts, eine Sache, über die nicht Deutsche, sondern Fremde zu entscheiden haben. Daß Reichsminister Simons trotz der Weltlage an den endlichen Durchbruch des Rechtsgedankens so fest zu glauben vermag, wie er es tut, ist ein schönes, ein erschütternd schönes Zeugnis für seine Idealität, und ganz gewiß der philiströsen und verheerenden Mentalität des „Macht geht vor Recht" vorzuziehen. Aber was heißt hier Recht? Wer schrieb dieses Recht? Ist der Versailler Vertrag ein Ausdruck dieses Rechtsbewußtseins, das über uns entscheiden soll? Soll ein Gesetzbuch über uns entscheiden, in dem unser Fall überhaupt nicht vorgesehen ist? Ist es recht, wenn ein Mitglied einer Gemeinschaft für die Folgen einer Katastrophe aufkommen, und nicht nur aufkommen, sondern schimpflich büßen soll, die, selbst wenn man die Auffassung des Ministers zulassen wollte, höchstens durch seine, aber nicht einmal seine alleinige Fahrlässigkeit über alle gekommen ist? Und gibt es nicht unter allen Umständen ein Recht, in Freiheit, d. h. nach den Gesetzen des eigenen Selbstbewußtseins und des eigenen Wachstums zu leben? Der einzelne kann, wenn er sich gegen das Gesetz, geschriebenes oder ungeschriebenes, vergangen hat, wie Hebbels Kandaules, das Leben aufgeben oder ehrlos in die Hand eines fremden Richters legen. Ein Volk nie. Denn ein Volk ist nicht Vergangenheit und Gegenwart allein, ein Volk ist auch Zukunft, und wer der ungeborenen Generation durch Lebensentsagung das Leben raubt, der mordet, und die Verantwortung dafür wird ihm nicht erlassen, gleichviel, ob dieser Mord aus Irrtum oder um edler Grundsätze willen begangen wurde. Einem Volk, das sich selbst aufgibt, hilft kein gütiger Gott mehr und ein Staatsmann, der sein Volk aufgibt, kann dauernde Erfolge nicht mehr erringen.

So viele Worte um eine verfehlte Maßnahme! Es geht nicht um die eine Maßnahme. Es geht um die große Entscheidung. Die Bitte an Amerika ist das Symptom einer gefährlichen Erkrankung, die aus der Niederlage entstanden ist. Eine Welle des verhängnisvollsten Quietismus ist über Deutschland gekommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schon während des Krieges fiel in einer Versammlung führender Männer Deutschlands das aufregende Wort: Die jetzige Generation ist doch schon verpfuscht. Dann kam nach dem unheilvollen Telegramm der Obersten Heeresleitung die erste Abdankung an Amerika, an ein Ideal, das nicht auf deutschem Boden gewachsen war und darum deutschem Leben niemals gerecht werden konnte. Und dann zerschlagen sich die Deutschen die Köpfe untereinander und die letzten Chancen für ein freies Weiterbestehen der Nation, um Grundsätzen Geltung zu schaffen, die auf russischem Boden gewachsen oder in Köpfen von wurzellosen, anationalen, also vom Politischen abstrahierenden Theoretikern konstruiert worden waren. Und dann entdeckte der Graf Keyserling, daß das ganze politische Leben Deutschlands in den letzten fünfzig Jahren überhaupt ein grundsätzlicher Irrtum gewesen war („Deutschlands wahre politische Mission". Otto Reichl Verlag Darmstadt).

Dieses sehr ernste und an sich vieles Wahre enthaltende Schriftchen begegnet sich vielfach mit anderen Gedankengängen, die man schon vor dem Kriege äußern hören konnte. Wozu dies Streben nach Weltpolitik, es entspricht nicht dem deutschen Wesen, dessen wahre Aufgabe eine viel höhere ist. Ins Banausische übersetzt, heißt das: Warum lassen wir uns nicht einfach von den Engländern (aber selbst die gleichgültigsten wagen bezeichnenderweise nicht hinzuzufügen: und von den Franzosen) kolonisieren? Wir hätten augenblicklich ganz andere Aufgaben, als unser staatspolitisches Bestehen zu erhalten.

Graf Keyserlings Denken ist bekanntlich stark von chinesischen und indischen Gedankengängen beeinflußt worden. Gerade aber die Fälle Chinas und Indiens lassen sich insofern mit Deutschland vergleichen, als auch dort nicht kulturell tiefer stehende Völker wie Neger oder Indianer kolonisiert wurden, sondern kulturell mindestens ebenbürtige, nach Meinung der kolonisierten Völker selbst aber überlegene. Und bekanntlich gibt es sowohl in China wie in Indien kluge führende Männer, die Widerstand gegen das siegreiche Herrschervolk für unnütz und zerstörerisch halten und es sogar begrüßen, daß die Engländer ihnen gewisse unangenehme Dinge wie Polizei und Steuerwesen abnehmen. Aber wie glücklich die Chinesen mit dieser Auffassung geworden sind, lehrt ihre Geschichte im 19. Jahrhundert, wie glücklich die Inder, die Zitate, die diesen Aufsatz einleiten und dem sehr lesenswerten und gerade jetzt für Deutsche lehrreichen Buche des Engländes Hyndman „Der Aufstieg des Morgenlandes" (deutsch erschienen bei K. F. Koehler, Leipzig 1921) entnommen sind. Daß die kolonisatorischen Fähigkeiten der Engländer vielfach überschätzt wurden, konnte, wer es nicht aus eigener Beobachtung wußte, bereits aus den indischen Erzählungen des Imperialisten Kipling entnehmen. Welches Glück, auch in unseren so zivilisierten Zeiten, die Kolonisierung selbst durch die angeblich zivilisierteste Nation, die die Franzosen ganz gewiß nicht sind, bedeutet, beweist eben das Buch von Hyndman, das das Erweichen der Asiaten schildert, beweisen auch die erschütternden Zahlen für Irland, der ältesten Kolonie der Briten. Irland zählte — immer wieder muß es gesagt werden — im Jahre 1840 8 287 848 Einwohner, im Jahre 1911 4 379 076, während die Bevölkerung Großbritanniens in der gleichen Zeit von 18 534 332 auf 40 831 396 stieg. Kein Sophisma; keine utilitaristische Überlegung kann über diese Tatsachen hinwegkommen. Ein Volk, das sich selbst aufgibt, ist verloren und kann auch idealen Aufgaben nicht mehr genügen.

Aber freilich, es muß auch ein Volk sein, es muß sich auch als Volk fühlen. Ist es dazu wirklich nötig, daß ihm die Fremden, Engländer, Amerikaner, Franzosen, Polen, Tschechen handgreiflich zu verstehen geben, daß es ein Volk ist? Deutsche sind es gewesen, die ihrem Volke nach der Katastrophe das Schicksal der Juden prophezeit haben. Wollten doch Deutsche wenigstens das von den Vielgeschmähten lernen, daß der eine Volksgenosse dem andern in allen Lebenslagen hilfreich beisprang, unter allen Umständen den Volksgenossen höher stellte als den Fremden. Wo immer ich im Auslande Deutschen begegnet bin, ob es Kaufleute waren, Politiker oder Künstler, immer zeterten sie gegeneinander oder setzten zu allererst einmal den Konkurrenten oder Mitstrebenden vor den Ohren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Fremden herab. Das muß aufhören. Es muß auch im Inneren aufhören. Deutsche sollten, welche Meinung immer der Volksgenosse vertritt, den guten Glauben ihm niemals absprechen und sich hüten, den Kampf der Meinungen unnütz durch Schmähungen zu vergiften. So oft ein Deutscher einen anderen kränkt und beleidigt, wäre es nicht schöner und heilsamer, der andere dächte: auch der ist ein Deutscher, er hat wie ich die verhängnisvolle Leidenschaft, den Volksgenossen herabzusetzen und demütigen zu wollen und hat noch nicht wie ich gelernt, diese Leidenschaft zu beherrschen, als daß er die Kränkung mit einer andern und womöglich noch schmerzlicheren erwidert? Es ist das Verhängnis der deutschen Geschichte, daß dies Volk in so vielen Fragen in zwei annähernd gleich starke Teile zerfällt, daß Industrie gegen Landwirtschaft, der Norden gegen den Süden, Sozialisten gegen Bürgertum, Katholiken gegen Protestanten stehen. Werden wir unter dem äußeren Druck endlich lernen, daß staatsmännische Kunst, die wider den starken natürlichen Widerstand der unterliegenden Hälfte der einen Richtung Siege zu schaffen weiß, nur zweiten Ranges ist gegenüber einer, die den Widerstrebenden gemeinsame Ziele zu weisen und beider Kräfte zur Erreichung dieser Kräfte zusammenzufassen weiß? Aber möglich ist solche Staatskunst nur, wo das Streben der Individuen, Parteien, Stände, Klassen, Konfessionen, Länder sich in sachlichen Grenzen zu halten versteht und über die eigene Befriedigung die natürliche Ehrfurcht vor dem Volksgenossen stellt. Erst dann werden die Deutschen, alle Deutschen sich wieder als ein Volk fühlen lernen, erst dann auch Mittel und Wege, die Kraft zu einheitlichem Widerstande finden, die nötig sind, um seinen Bestand zu sichern.

Menenius

Aus neuen Büchern

Frankreichs einziger Haß

Von Fritz Kern

Eines der lehrreichsten, ja notwendigsten Bücher, die im abgelaufenen Jahr erschienen sind, ist die stoffreiche und formvollendete Geschichte des französischen Nationalismus von 1870 bis 1920, welche J. Kühn in Gemeinschaft mit trefflichen Mitarbeitern verfaßt hat.*) Unendlich viel Erklärung, Anregung, Bereicherung kann der deutsche Politiker dem Studium dieses Werkes entnehmen. Ich deute nur zwei Grundlinien aus dem reichen und erschöpfenden Bilde an. Zunächst forscht der Deutsche wohl danach, wie hat die geschlagene Nation in den Jahren nach 1870 ihr Selbstgefühl wieder aufgebaut? Wir sehen, wie pflichtbewußte Staatsmänner in der Periode völliger Ohnmacht zwar nach außen korrekt auftreten und jedes herausfordernde Wort vermeiden, die Erfüllung des Frankfurter Friedens und höchstens seine diplomatische Revision betonen, wie sie aber im Innern alles tun, um im Volk die Erinnerung an das Erlittene wachzuhalten. Dies ist der Sinn des berühmten jamais en parler, toujours y penser. Im Innern hat auch in der Zeit größter Schwäche die Regierung immer genügend von der Niederlage und Wiederherstellung „gesprochen" oder doch sprechen lassen, niemals aber die Revanchegefühle in der Gesellschaft etwa zurückgedrängt. Der nach außen so opportunistische, abwartende Gambetta sagt: „An dem Tage, da Frankreich das Interesse an Elsaß-Lothringen verlöre, gäbe es kein Frankreich

*) J. Kühn, Der Nationalismus im Leben der dritten Republik. Geh. M. 30,—, geb. M. 38,—. Berlin, Gebrüder Paetel, 1920.